

## **Er macht nur Spaß**

Oleg Popow ist seit einem halben Jahrhundert der bekannteste Clown der Welt. Ans Aufhören denkt der 77-jährige Russe nicht – denn das, sagt er, wäre „wie tot sein“

Wie immer riecht es ein bisschen muffig in Venedig. Auf der Piazza San Marco nahe dem Canal Grande stehen zwei Männer und lachen. Unterhalten können sie sich nicht, keiner spricht des anderen Sprache. Der eine ist Engländer, der andere Russe. Beide sind sehr berühmt. Aber niemand erkennt sie, weil sie nicht verkleidet sind.

Denn Clowns kennt man nur verkleidet. Der Kleinere von beiden, Charlie Chaplin, trägt einen hellen maßgeschneiderten Anzug, hat schlohweißes Haar und einen Wohlstandsbauch. Neben ihm, 42 Jahre jünger, steht Oleg Popow. Nervös nestelt der an einem geflochtenen Gondolieri-Strohhut. Charlie Chaplin ist sein großes Vorbild. Schon als Kind hat er ihn verehrt. Nur eine Stunde dauert das Treffen der beiden Clown-Legenden im Herbst 1964.

Aber für Popow war es einer der wichtigsten Momente in seinem Leben. Bis heute. „Wir haben uns prächtig verstanden. Auch ohne Worte“, sagt er. Wenige Jahre später ist Chaplin tot. Wie alle großen Clowns. Bis auf ihn selbst: Oleg Popow ist der Letzte seines Fachs.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert steht der 77-jährige Russe in der Manege. Er bringt das Publikum nicht zum Lachen, weil er sich über andere lustig macht. Er spritzt nicht mit Wasser in die Zuschauerreihen und wirft keine Torten. Er stolpert auch nicht über Schuhe, die ihm viel zu groß sind. Er sagt kein Wort. Und erzählt trotzdem Geschichten.

Kleine Episoden, die das Publikum auf der ganzen Welt berühren. Manchmal bringt Popow die Zirkuszuschauer sogar zum Weinen. Zum Beispiel, wenn er versucht, einen Lichtstrahl festzuhalten – seine bekannteste Nummer. Er spielt sie bei jedem Auftritt. Viele kommen nur wegen dieser drei Minuten in den Zirkus. Es wird ganz dunkel in der Manege und still im Publikum.

Popow steckt seinen Kopf durch den samtene Zirkusvorhang. Er trägt eine Ballonmütze mit einer riesigen Margerite darauf. Mit einem Korb in der Hand tippelt er in die Mitte der Manege. Am Boden ein heller Lichtkegel. Popow setzt sich hinein und will ein gemütliches Picknick beginnen. Da erlischt das Licht. Popow steht auf und folgt dem Strahl. Immer wieder setzt er sich in den hellen Kreis, doch das Licht erlischt, um woanders zu erstrahlen. Als Popow schon aufgeben will und die Manege fast verlassen hat, folgt ihm das Licht. Er kratzt es mit den Händen zusammen wie ein Häufchen Sand und packt es behutsam in seinen Holzkorb.

Im ganzen Zirkus wird es dunkel, nur aus dem Holzkorb dringt ein schwaches Leuchten. Bevor Popow die Manege verlässt, öffnet er

seinen Korb und schüttet das Licht ins Publikum. Es wird wieder hell unter der Zirkuskuppel. Und laut. Der Applaus hält lange an.

Erwachsene Männer schlucken und fahren sich mit dem Handrücken über die Augen. Clown Popow macht nachdenklich mit seinen Stücken. Sein Humor ist subtil, poetisch und ein wenig melancholisch. Für seine philosophischen Stücke wurde der stumme Spaßmacher schon oft ausgezeichnet.

In Monte Carlo, auf dem Zirkusfestival, bekam er 1984 den Oscar der Branche verliehen, den „Goldenen Clown“. Doch Popow bleibt bescheiden: „Mein Anliegen ist nur, dass meine Nummern nicht dumm sind.“ Als 14-Jähriger kam Popow durch Zufall zum Zirkus. „Ich wollte nie ein Clown sein“, sagt er und lehnt sich entspannt zurück. Er sitzt auf einem zerschlissenen Sofa in einem kleinen grauen Transporter. Seine Garderobe, direkt hinter der Manege des Großen Russischen Staatcircus, hier in Nürnberg. Aber es könnte auch Wetzlar, Den Haag oder Halle sein – Zirkus sieht immer gleich aus. Klebriger Popcornduft zieht herein, vermischt mit dem Geruch von feuchten Sägespänen und verschwitzten Pferderücken. Wenn er auf Tournee ist, hat er zwei Vorstellungen am Tag. An sechs Monaten im Jahr. In fünfzehn Minuten beginnt sein nächster Auftritt.

Aber Popow bleibt ruhig, nimmt sich Zeit für Erinnerungen. Boxer will er als Kind werden, wie alle seine Freunde im Moskauer Hinterhof. Doch schon nach dem ersten Training schmeißt er die Boxhandschuhe hin. Er beginnt eine Ausbildung zum Schlosser. Freunde nehmen ihn nach Feierabend mit in die Zirkusschule. Zum Zuschauen. Aber es ist Krieg, dem Zirkus fehlt Nachwuchs. Der Direktor nimmt den sportlichen Jungen auf. Hinter dem Rücken seiner Eltern lernt Popow Jonglieren, Zaubern, Akrobatik, verschiedene Instrumente. Als die Mutter schließlich erfährt, was ihr Sohn heimlich treibt, will sie ihn sofort von der Schule nehmen. „Sie war sicher, dass alle Artisten Alkoholiker, Drogenabhängige oder zumindest Zigeuner sind“, erinnert sich Popow.

Im Zirkuszelt sind inzwischen die meisten Plätze besetzt. Vom Band plärrt Marschmusik. Höchste Zeit für Oleg Popow, sich zu schminken. Der matte Spiegel ist schwach beleuchtet, aber Popow weiß, was er tut. Er braucht nur ein paar Handgriffe: rote Lippen, leuchtende Wangen und ein dunkler Strich unter den blauen Augen. Von einer Plastikrolle zieht er ein Stück Pflaster, klebt es auf die Nase und setzt eine rote Knolle darauf. Fertig ist sein Clownsgesicht.

„Viele glauben, dass es leicht ist, ein Clown zu sein“, sagt Popow. Ein bisschen Schminke, eine Verkleidung, und schon lachen alle. Aber so ist es nicht. „Es ist ein schwerer Beruf, in den man sein ganzes Leben hineingeben muss.“ Als 39-Jähriger wird Popow zum „Volkskünstler der UdSSR“ ernannt und mit der höchsten Auszeichnung der Sowjetunion geehrt: dem Lenin-Orden. Er ist ein kollektives Vorbild. Im Fasching verkleiden sich die Mädchen als Prinzessin – und die

Jungs als „Oleg Popow“. Der Volksheld darf reisen, und so bekommt er Filmangebote aus dem Ausland.

Mit Elizabeth Taylor dreht er 1975 „Der Blaue Vogel“, die erste US-amerikanisch-sowjetische Co-Produktion. Ein Märchenfilm über die Suche nach dem Geheimnis des Glücks. Aber Popow erzählt nichts von seinem Ausflug nach Hollywood. Sagt nichts über seine Begegnung mit der Taylor. Seine Schauspielkarriere bedeutet ihm nicht viel. Wichtig ist ihm nur der Zirkus. Es gibt Zeiten, in denen es unendlich schwer ist in der Manege.

Als seine erste Frau stirbt, muss er in Deutschland bleiben. Denn die Tournee ist ausverkauft. Statt an ihrem Grab steht er in der Manege und bringt die Leute zum Lachen. „Das ist hart, wenn man einen wichtigen Menschen verloren hat“, sagt er und umfasst das Kreuz an seiner goldenen Kette. Aber das gehört zum Beruf des Artisten dazu. Schließlich bezahlen die Leute Eintritt, damit sie etwas Schönes erleben. „Man darf das Unglück, das man in sich hat, nicht an andere weitergeben.“

Popow zieht ein weißes Hemd über sein rotes T-Shirt. Er verknöpft sich, Gabi hilft ihm liebevoll aus der Misere – seine neue Frau. Sie sitzt ihm gegenüber und übersetzt, was Popow erzählt. Denn obwohl er seit fast zwanzig Jahren in Deutschland lebt, spricht er fast kein Deutsch. „Er hat einfach keine Zeit zum Lernen“, sagt seine zweite Frau.

Kennen gelernt haben sich die beiden im Zirkus, wo sonst Gabi hatte nur einen Stehplatz, und Popow ließ ihr einen Stuhl bringen. In der Pause bat er sie hinter die Manege und fragte: „Telefonnummer, bitte.“ Einige Wochen später lädt Popow die 32 Jahre jüngere Frau für ein Wochenende nach Salzburg ein. Mit dicken Wörterbüchern verständigen sie sich. Anschließend begleitet Gabi ihn auf die Tournee. Lernt für ihn Russisch. 1992 heiraten die beiden.

An manchen Nummern feilt Popow mehrere Jahre lang. Er probt jeden Morgen, testet beim Auftritt die Reaktion des Publikums, und manchmal schreibt er das Stück für den nächsten Auftritt um. Neue Nummern, sagt er, müssen sich abschleifen wie ein Rohdiamant. Mit dem unterschiedlichen Humor in den verschiedenen Ländern habe das allerdings nichts zu tun. „Zirkushumor ist universell“, ist Popow überzeugt. Ans Aufhören denkt der gealterte Clown auch nach seiner Meniskusoperation nicht. „Das ist, als würde man schon mit einem Bein im Grab stehen“, sagt er. Popow zieht seine Perücke über die schlohweißen Haare und setzt die Ballonmütze auf. Er richtet sein Jackett, nimmt seinen geflochtenen Holzkorb und steigt vorsichtig die Stufen aus seiner Garderobe hinunter. Die Band in der Manege setzt an zum schwermütigen „Hirtenlied“ von James Last.

Oleg Popow streckt seinen Kopf durch den roten Samtvorhang. Es ist Zeit, mal wieder das Licht zu fangen.